

*Miscellanea
Schmelleriana*

Herausgegeben
von

Ilona Scherm



Verlag C. u. C. Rabenstein

INHALT

Vorwort der Herausgeberin	7
Zu Schmellers Leben und Werk	
Robert Hinderling: Von Schmeller zu Zschokke	11
Richard J. Brunner: Zu Schmellers Sprachphilosophie	32
Rüdiger Harnisch: Johann Andreas Schmeller und die Frühgeschichte der volksetymologischen Forschung	44
Anne M. Hinderling: Die mündliche Rede des Volks und die lesenden Sprachfreunde. Zur Geschichte des Bayerischen Wörterbuchs	49
Rotraud Robl-Rowley: Auf den Spuren Johann Andreas Schmellers - in memoriam	75
Franz X. Scheuerer: Johann Andreas Schmeller als Philologe	79
Ludwig Zehetner: <i>Marchstain und Martersaul.</i> Zu Flur- und Kleindenkmälern in Schmellers Wörterbuch	94
Literatur	
Ludwig M.Eichinger: Literatur in Bayern zur Zeit Tassilos III.	105
Fritz-Peter Scherf: „... <i>dos vos gelährig is / zessam geläffen kimbt...</i> “ – Gelehrte erzgebirgische Mundartdichtung im 17. Jahrhundert?	127
Dialektologie/Namenkunde/Soziolinguistik	
Armin Bachmann: Diphthongphonemvielfalt im Ascher Ländchen und seiner nordbairischen Umgebung	151
Herbert Braun: Namenkunde aus dem Niemandsland: Oberstes Elstertal	163
Šárka Pugnerová: Das Zusammenspiel von Phonologie und Morphologie in der deutschen Mundart in Planá/Plan bei Mariánské Lázně/Marienbad	195
Michael Neubauer, Bernd Thieser: Ostfränkisch-slawisch, Nordbairisch-slawisch?	206
Daniel Nützel: Der Tod eines deutschen Dialekts in den USA: Sprachtod oder Sprachmord?	212
<i>Das Bamberger Mundartwörterbuch von Wolfgang Wußmann -</i> Eine kritische Buchbesprechung von Michael Schnabel	219
Fragen an das <i>Bayerische Wörterbuch</i>	228
Anhang	
Bisher unveröffentlichte Briefe von und an Johann Andreas Schmeller aus den Jahren 1827 bis 1848, herausgegeben von Ilona Scherm	237
Nachtrag zur Schmeller-Bibliographie	285

LUDWIG M.EICHINGER

LITERATUR IN BAYERN ZUR ZEIT TASSILOS III.

1. Lateinisch–deutsche Schreibwelt: rechtliche Sachliteratur

Wenn wir uns im Bayern zur Zeit Tassilos, also in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, nach Literatur umsehen,¹ stehen wir nicht gerade vor einer unüberschaubaren Fülle von Texten. Die Schreiber der Zeit, von der wir sprechen wollen, haben offenbar andere Sorgen als einfach ohne weitere Absicht Literatur zu schreiben. Vielmehr arbeiten vor allem nach der Stabilisierung der kirchlichen Strukturen in Klöstern und Bistümern, welche ja die typischen Orte des Schreibens sind, Autoren und Schreiber an der Entwicklung von sprachlichen Formen und Arten von Texten, die den Bedürfnissen der Zeit entsprechen. Diese Bemühungen gehen in zwei Richtungen.

Man kümmert sich erstens an verschiedenen Stellen und in verschiedener Weise um die Kontinuität von antiker – und das heißt lateinischer – Schriftlichkeit und um zweitens die geeignete Integration des volkssprachigen Schreibens, das sich gerade entwickelt. Dabei hat dieses volkssprachliche Schreiben zwei Ziele: zum einen geht es um die Tradierung der volkssprachlichen Kultur, zum anderen um ihre Erweiterung im Hinblick auf die verstärkt eingreifenden antiken und christlichen Traditionen bzw. um die Ablösung des Alten durch die Vorgaben dieser neuen kulturellen Einflüsse. All die mehr oder minder literarischen Texte, die wir zu dieser Zeit finden, stehen im Kreuzungsfeld dieser Einflüsse.

Es handelt sich hierbei auch um sprachliche Übersetzungsvorgänge, um Vorgänge also, die der Vermittlung verschiedener Sprachwelten dienen, die immer auch Kulturwelten sind. Ein deutliches Beispiel in dieser Hinsicht sind die Gesetzesschriften, die Stammesgesetze der Zeit, in unserem Fall die „Lex Baiuvariorum“. Dieser Text führt uns, so wie er tradiert ist, direkt in die Nähe unseres historischen Ankerpunkts. Auf merowingischen Traditionen fußend, sei er – so die verbreitete Ansicht – im 8. Jahrhundert (um 745) in Niederaltaich niedergeschrieben worden. „Die bekannte Handschrift in der Universitätsbibliothek München wurde Anfang des 9. Jahrhunderts in der Umgebung von Regensburg zu Pergament gebracht, möglicherweise im Kloster Weltenburg“ (Pömbacher, S.1086).

Unter dem Titel III „De genelogiis et eorum compositione“ wird uns unter anderem Aufschluss über die konkrete Herrschaftsstruktur gegeben:

(1a) De genelogia, qui vocantur Huosi Trozza Fagana Hahiligga Anniona: isti sunt quasi primi post Agilolvingas, qui sunt de generi ducali. (Lex Baiuvariorum, S.68)

Was die Familien angeht, heißt es da also, so seien die der Huosi und etliche andere die oberste Führungsschicht, die unmittelbar nach der herzoglichen Familie der Agilolfinger

¹ Dieser Beitrag wurde als Vortrag auf der Tassilo-Gedenkfeier am 13.12.1997 in Regensburg gehalten. Die Vortragsform wurde im wesentlichen beibehalten. Ich danke Frau Anja Witt (Kiel) für Hilfe bei der Materialbeschaffung und Textübertragung.

kommen. Das hat dann strafrechtliche Folgen, von denen hier nicht weiter die Rede sein soll. Von den Huosi oder zumindest von einem der Familienmitglieder werden wir gleich noch hören. Aber zurück zu unserem Stammesgesetz, das nach Ausweis des Prologs dazu dienen soll, die eigenen Traditionen in das neue christlich-römische Rechtssystem einzufügen. Und wo das geschieht, leuchtet an vielen Stellen auch die germanische Volkssprache hervor, welche diese Tradition trägt; eine Reihe solcher Stellen findet sich, wo das Gesetz von der Bestrafung bestimmter Arten von Mord spricht. Als es diese schildert, stellt das Gesetz fest, es handle sich um ein Verbrechen, „quod Baiuwarii murdrida dicunt“ – *Mord* also, aber gebildet von dem Verbstamm *murder* mit jenem althochdeutschen Suffix *-ida*, das dazu dient, Abstrakta zu bilden, wie etwa in *spahida* (zu spähen ‘genau blicken’), das ein geistiges Genau-Hinschauen, die Klugheit, meint. Und der Täter müsse dann unter anderem mit seinem „*werageldo*“, dem ‘Manngeld’ also, geradestehen, der „*wer*“ des *Werwolfs* tritt uns hier entgegen, ein altes Wort für den Mann. Verdoppelt würde die Strafe, wenn er dem Getöteten zudem noch die Kleidung stiehlt, „quod valuraupa dicimus“. Dabei tritt zum Zweitelement ‘Raub’ ein Erstelement *wal*, das wir aus Wörtern wie *Walstatt* oder *Walhall* kennen und ‘Erschlagener, Toter’ bedeutet. Ein berühmter Toter, sagt man oft, sei für die auffällige Form jenes Paragraphen zuständig, in dem die Tötung von Bischöfen behandelt wird: aus Blei und in Lebensgröße sei der Mantel des Getöteten nachzubilden und mit Gold aufzuwiegen. Im Gesetzestext steht an dieser Stelle:

(1b) Si quis episcopum, quem constituit rex vel populus elegit sibi pontificem, occiderit, solvat eum regi vel plebi aut parentibus secundum hoc edictum. Fiat tunica plumbea secundum statum eius, et quod ipsa pensaverit, aurum tantum donet, qui eum occidit. (Lex Baiuvoriorum, S.40)²

Die exzentrische Form und die exorbitante Höhe der Buße haben eine Vielzahl von Spekulationen veranlasst. Diese richten sich insbesondere darauf, der gewaltsame Tod des Regensburger Diözesanheiligen und Bischofs Emmeram habe den Anlass für solch eine herausragende Strafandrohung gegeben. Diese Überlegungen werden unter anderem gestützt von dem Tatbestand, dass im Gesetz in der Umgebung dieser Stelle auch von „Anklagen gegen den Bischof bei Unzucht“ die Rede ist („de fornicatione“). Von jener Unzucht übrigens, deren Bestrafung in der *Lex* durchaus auch sonst ihren Platz findet. Bei diesen Tatbeständen ist es wohl nicht überraschend, sie in volkssprachlicher Form genannt zu finden. Auffällig häufen sie sich unter dem achten Titel „de uxoris et earum causis, quae sepe contingunt“ (von den Frauen und den Rechtsfällen, die bei ihnen regelmäßig vorkommen):

(1c) III. Si quis propter libidinem libere manum iniecerit aut virgini seu uxori alterius, quod Baiuwarii ‘horcrif’ vocant, cum VI sol. conponat.
 IIII. Si indumenta super genuculos elevaverit, quod ‘himilzorunga’ vocant, cum XII sol. conponat.

² Sofern eine Umschreibung oder Übersetzung der Zitate nicht im fortlaufenden Text erfolgt, findet sich im Anhang eine Übertragung ins Deutsche.

V. Si autem discriminalia eiecerit de capite, quod 'walcwurf' dicunt, vel virgini libidinoſe crines de capite extraxerit, cum XII sol. conponat. (Lex Baiuvariorum, S. 94ff.)

„Wenn jemand“, heißt es dort im Absatz III, „wegen der Lustbarkeit an eine freie Frau Hand anlegt, sei es eine Jungfrau oder die Ehefrau eines Anderen, was die Baiern 'horcrif' nennen, der büße es mit 6 Schillingen“; Absatz IIII lautet: „Wer ihr die Kleider über die Knie hochhebe, was sie 'himilzorunga' nennt, mit 12 Schillingen.“ Letztlich wird in V bestimmt: „Wenn er ihr aber die Kopfbedeckung vom Kopf wirft, was sie 'walcwurf' nennen, oder einer Jungfrau in der Leidenschaft Kopfhare ausreißt, büße es mit 12 Schillingen.“

Deutlich reden die althochdeutschen Wörter zu uns: der *horcrif*, der „Hurengriff“ also, *himilzorunga* hat auf jeden Fall mit zerren (*zorunga*) zu tun, und vielleicht dem nach oben (zum Himmel), der *walcwurf* letztlich ist das Herunterwerfen (Wurf) der aus gewalktem Stoff bestehenden Kopfbedeckung.

2. Arbo von Freising

2.1 Die Heiligenviten

Wohin hat uns das alles geführt: die „Lex Baiuvariorum“ als eine Art von „Sachliteratur“, welche uns die Verknüpfung der beiden Sprachwelten zeigt, der tote Bischof, die Unzucht und die Folge der bayrischen Hochadelsgeschlechter? Alle diese Einzelteile lassen sich als ein Puzzle zusammensetzen zu Autor und Stoff jenes literarischen Werkes, welches in den 70er Jahren des 8. Jahrhunderts die lateinischsprachige Literatur in Bayern eröffnet. Das Werk ist die Heiligenvita des hl. Emmeram („*vita et passio sancti Haimrammi martyris*“), der Autor der Freisinger Bischof Arbo von Freising. Arbo, wörtlich der 'Erbe', war wohl ein Angehöriger jenes oben genannten Adelsgeschlechts der Huosi, und er verbindet in seiner Person eine Reihe von Traditionen. Wie gesagt, altem bayerischen Adel angehörig, hat er wohl seine Kindheit in Südtirol verbracht und verweist so auf die frühen Verbindungen mit den Langobarden. In seiner anderen Heiligenvita, der des Freisinger Ortsheiligen Korbinian, erzählt er nämlich eine Geschichte aus seiner Jugendzeit, wie er in Mais bei Meran über einen Steilhang abgerutscht sei und dank göttlicher Gnade und mit Hilfe des heiligen Korbinian gerettet wurde. Seine Art der Nutzung der lateinischen Sprache zeugt zudem von einer Ausbildung im oberitalienischen langobardisch-bayrischen Gebiet. Als Bischof von Freising letztlich steht er in Verbindung mit der irischen Missionstradition – nicht zuletzt über seinem Amtskollegen Virgil von Salzburg. Er widmet sich als Bischof mit großem Eifer dem Ausbau der Dombibliothek und der Freisinger Schreibschule. Wie gesagt, ist er daneben der Autor der genannten beiden Heiligenlegenden, ein Autor von stilistischer Eigenwilligkeit, der auch die von ihm überlieferten Verwaltungsurkunden mit seiner eigenen Art prägt.

Seine Heiligenviten – und wir wollen uns hier des Ortes willen im wesentlichen auf die Emmeram-Vita beschränken – sind natürlich keine funktionsfreie Literatur, sondern

dienen der hagiographischen Verherrlichung der beiden Bistumsheiligen, eine Verherrlichung, die durchaus auch mit der Symbolisierung der religiös-politischen Macht zu tun hat. Im Falle der Emmeramsvita wird zu diesem Zweck die folgende Geschichte erzählt:

„Der aus Poitiers stammende fränkische Bischof Haimramm (haimhraban 'Hausrabe', Emmeram) kam auf dem Weg zur Missionierung der Avaren nach Regensburg, gab aber auf Bitten des dortigen Herzogs Theodo seinen Plan auf und blieb als Klosterbischof in Bayern. Als die Tochter des Herzogs vom Sohn eines Richters schwanger wurde, nahm Haimramm die Schuld auf sich, um die beiden vor der Strafe des Herzogs zu schützen, wurde aber dann ohne vorherige Untersuchung vom Bruder des Mädchens und dessen Helfern unter größten Martern entmannt und starb. Später wurden seine Gebeine in die Georgskirche zu Regensburg überführt, die bald den Namen des neuen Patrons annahm“ (Verfasserlexikon, S.418).

In der Form und Durchführung – Leben, Marter und Translation, Wunder nach dem Tod – folgt die Vita, die Arbeo schreibt, in vielem den gängigen Mustern, die sich seit der Spätantike entwickelt haben, erfüllt sie aber auch durchaus mit eigener stilistischer Kraft. Besonders hervorgehoben wird seine Fähigkeit, Landschaften und Gegenden anschaulich und bildhaft vor die Augen des Lesers zu führen. Gerne zitiert wird hierbei die Schilderung der Lieblichkeiten Bayerns und insbesondere Regensburgs, die eingefügt wird, als Emmeram sich entschließt, dort zu bleiben.

(2a) Sacer Dei famulus se in hoc exisse a Gallorum regno, ut gentes Hunorum, quae ignorant Deum caeli, hoc est Christum crucifixum, convertere debuisset. Dum minime explendi ceptum iter licere se agnosceret, prospiciens ipsam terram optimam, superficie amoenam, nemorosis locupletem, vino copiosam, ferro superfluum, auro et argento et purporis habundantem, proceros viros et robustos, caritate et humanitate fundatos, humum fertilem et segetum habundantem, iumentis et gregum omniumque, ut pene superficies telli coopertus esse videbatur, melli et apium copia epode habundans, piscium multitudine in stagnis et in amnis infusa, prospiciuissimis fontibus et rivolis inrigua, sale, prout opus erat, condita. Urbs, ut praediximus, Radaspona inexpugnabilis, quadris aedificata lapidibus, turrium exaltata magnitudine, puteis habundans. Cuius septentrionalem partem Danubius suo rigore contra ortum suo cursu infunditur fluenta. Regionis montana fructifera, pascuis debita, herbis habundantia, feris saltus et fructa cervis, alcis, bubulis, capraeis, ibicum et omnium bestiarum atque ferarum generibus ornata. (Arbeo, S.14)

Das ist zweifellos der klassische locus amoenus, über den wir uns aber hier vor Ort sicher besonders freuen dürfen. Früher wurde Arbeo häufig ein gewisser manieristischer Hang zur Übertreibung angelastet, so werde „dem Leser Unglaubliches zugemutet. Z.B. soll der Heilige, nachdem ihm die Zunge abgeschnitten ist, noch geredet haben“ (Verfasserlexikon 1.Aufl. Sp.104). Das verkennt aber den Status der Schilderung von Festigkeit und Gelassenheit in solchen Texten, vergisst auch die Tatsache, dass gerade solche Szenen innerhalb der Gattung – in diesem Fall in der „Vita Malchi“ des Hieronymus – vorgebildet waren. Zur Dokumentation möge der Beginn der Marter-Szene dienen:

(2b) Eo namque orante, quinque electi sunt, qui eius membra sectionibus abscederentur. Quorum duo tremefacti, pallida facie ex archana cordis praetulerunt verba, dicentes:

‘Domine Iesu Christe, huius sanguinem manibus nostris non requiras. Tu enim scis, non nostra sponte, sed imperio coacti hoc agere, quod acturi erimus.’ Sanctissimus vero Dei famulus, eorum ut vidit corda, dicens: ‘Domine, retribue illis secundum cor illorum!’ Reliqui autem, qui aderant carnificum tres impietatem cordis aperto testimonio eructuant, dicentes: ‘Cur non crudeliter manus in eum inmittere debemus, qui impudenter libidinis sui fomite se tanti viri sobulam manus iniecit, ita ut in exemplum longe lateque doceatur in feminis iniectis manibus?’ Statim digitorum summitates commassent membratim; deinde, ut furentis viri urguerit imperium, oculos ab imo capite radicitus eruerunt; deinde, abstracto nare, utrosque aures, ut crudelissimi viri et puellae fratri mitigarent animum. (Arbeo, S.30ff.)

Neben den Viten Arbeos gibt es ähnlich frühe Heiligenviten von der Nonne Hugeburc von Heidenheim. Sie hat „Viten des ersten Bischofs von Eichstätt, Willibald, und seines Bruders, des Gründers von Heidenheim, Wynnebald, geschrieben. Vor allem die Lebensbeschreibung Willibalds geht auf einen direkten Bericht Willibalds zurück, der wollte, dass daraus eine peregrinatio, eine Pilgergeschichte gestaltet werde.“ Daher ist dieser Text im Schnitt weniger legendenhaft als die Arbeoschen Viten. Dagegen schildert sie Wynnebald, den sie nicht mehr persönlich kennen lernte eher nach dem klassischen Heiligen-Muster. Hugeburc war selbst Angelsächsin, ihr Werk wirkt mehr als das Arbeos wie das einer „christlichen Kolonisin“, die sich allerdings mit Arbeos Dichtungen in dem gemeinsamen Ziel findet, „die neuen religiösen Zentren, die Bischofskirchen und die Klöster, für die geistlichen Bedürfnisse des Volkes attraktiv [zu machen], als besondere und unverwechselbare Gnadenstätten auszugestalten. Das geschah mit liturgischen und mit literarischen Mitteln. Die hagiographischen Werke bildeten die Schlusssteine der geistlichen Gebäude, die im Christianisierungsprozess des 8. Jahrhunderts in Bayern errichtet wurden.“ (Bajuwaren S.361).

2.2 Der „Abrogans“

Gleichzeitig mit diesen Viten, welche die lateinische Tradition weiterführten, und die auch beim damaligen Stand der Verschriftlichung des Deutschen gar nicht anders als lateinisch geschrieben werden konnten, finden sich ebenfalls in der Umgebung Arbeos Zeugnisse, welche davon zeugen, dass das sich ausbildende Althochdeutsch erst die Möglichkeiten schaffen muss, um in den neuen Kontexten vernünftig verwendet werden zu können. Von diesen Bemühungen gibt die Tatsache Auskunft, dass uns ein großer Teil dessen, was wir vom althochdeutschen Wortschatz wissen, durch die sogenannten Glossen zugekommen ist, kommentierende Zusätze der verschiedensten Art und Technik, die sich vor allem auf religiöse Texte bezogen; sie sollen hier nicht als eigentliche „Literatur“ betrachtet werden. In dieses Umfeld gehört aber auch jenes Buch, das normalerweise als der Beginn des deutschen Schrifttums angeführt wird, der sogenannte „Abrogans“. Dieser Abrogans ist die interlineare Übersetzung eines lateinischen Synonymen- und Stilwörterbuchs, das seinerseits offenbar langobardischen Ursprungs ist. Die Übersetzung erfolgte wohl um 770 in Freising und wurde dort von Bischof Arbeo angeregt und beaufsichtigt. Man nimmt das nicht zuletzt deswegen an, weil diese Über-

setzung eines Stilwörterbuchs auf eine Art von sprachlich-rhetorischer Ausgestaltung angelegt ist, wie sie Ardeo selbst in seinen Texten auch bevorzugt:

„Es ist gut denkbar, daß Ardeo, der aus Mais bei Meran stammte, in langobardischen Schulen ausgebildet wurde, und daß er von dort seine Neigung für den spätantiken Manierismus und auch den lateinischen Text des Abrogans mitbrachte (zahlreiche Romanismen erweisen italienische Herkunft der Vorlage)“ schreibt Ingo Reiffenstein (Spindler S.612) zu diesem Punkt. Als ein Synonymenwörterbuch des „geblühten Stils“ war es zudem zweifellos nicht gedacht dafür, deutsche Texte, die mit entsprechendem rhetorischem Prunk prangen sollten, zu verfassen, vielmehr die entsprechenden lateinischen Texte verständlich zu machen, und so eine Umsetzung des darin enthaltenen Gedankenguts vorzubereiten. Ich habe Ihnen den Beginn des „Abrogans“, der ja so heißt, weil das Wörterbuch mit diesem Stichwort beginnt, abgedruckt, daneben den Versuch einer Transliteration.

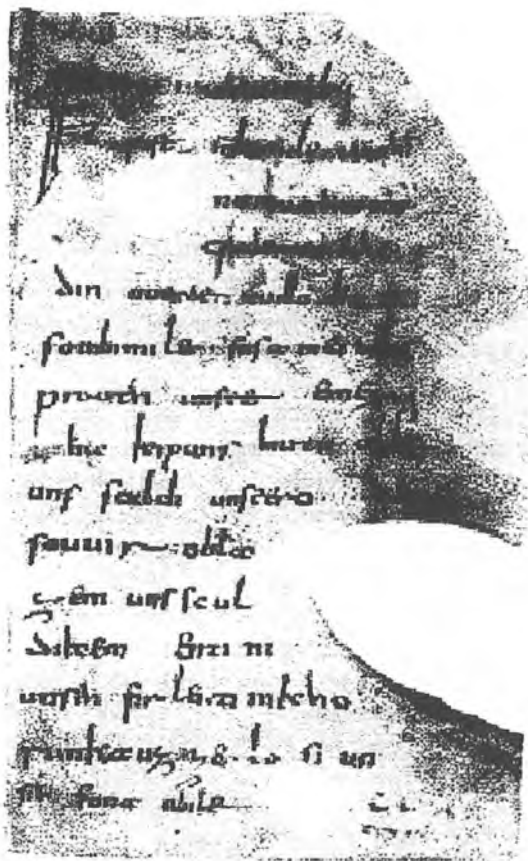
(3a) Abrogans

Abrogans	dheomodi	<i>demütig</i>
humilis	samftmoati	<i>sanftmütig</i>
Abba	faterlih	<i>väterlich</i>
pater	fater	<i>Vater</i>
Abnuere	ferlaucnen	<i>verweigern</i>
renuere	pauhnen	<i>zurückweisen</i>
recusare	faruuazzan	<i>verfluchen</i>
refutare	fartriban	<i>von sich weisen</i>
Absque uetere	uzzana moatscaffi	<i>ohne Zuneigung</i>
absque amicitia	uzzana friuntscaffi	<i>ohne Freundschaft</i>
Abincruentum	ana sceopandi	<i>hinschiebend</i>
abinmittentes	ana lazcende	<i>hinzulassende</i>
Absit	fer si	<i>es sei ferne</i>
longe sit	rumo si	<i>es sei weit</i>
Abest	fram ist	<i>es ist fern</i>
deest	uuan ist	<i>es fehlt</i>
Abdicat	farchuuidhit	<i>(er) weist zurück</i>
abominat	faruuazzit	<i>er verdammt</i>
denicat	farsahchit	<i>er streitet ab</i>
repudat	fartribit	<i>er weist von sich</i>

(Bayerische Bibliothek, S.3)

Die Kopie stammt aus der Handschrift, von der man annimmt, dass sie dem ungefähr um 765 entstandenen Original am nächsten kommt, der jetzt so genannten Pariser Handschrift. Sie ist in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts womöglich in Regensburg entstanden, wo schon um 790 eine Art Kurzfassung, die man nach ihrem Beginn „Samanunga worto“ nennt, verfasst worden war. Der Vergleich mit der wohl besten – der St. Galler Handschrift – zeigt, dass in dieser Handschriftentradition sowohl die graphische Verteilung ganz verschieden ist, und dass auch inhaltlich leichte Veränderungen vorgenommen sind.

(3b) Abrogans



Zeigt der hier gezeigte Beginn vor allem, wie die deutschen Glossatoren versuchen, für alle Wörter irgendeine Art von Entsprechung zu finden, so stoßen wir an anderen Stellen auch auf eher kulturelle Erläuterungen; einigermaßen bekannt sind die Fälle, dass der Eintrag für Italia kommentiert wird als „lancparta, daz sind rumare“ (‘die Langobarden, das sind die Römer’), und der für Hisperia mit „lantscaf unter alpeom anti seewi“ (‘Landschaft zwischen Alpen und Meer’, wobei die Alpen hier wohl einfach Berge, im

konkreten Fall die Pyrenäen sind). Ansonsten zeigen viele Beispiele schön, dass versucht wird, auf einigermaßen durchsichtige Weise die Wörter nachzubilden, die man in der fremden Sprache vorfand. Schon damals wird dazu die Fähigkeit des Deutschen genutzt, Dinge durch Zusammensetzungen zu verdeutlichen, deren jeweilige Üblichkeit und Gängigkeit von heute aus natürlich schwer zu beurteilen ist. Das ist etwa der Fall, wenn die *bibliotheca* als *buohfaz* übertragen wird, also als „Gefäß für Bücher“ zum Verb ‘fassen’, oder das Wort *palmes* (‘Weinstock’) als *wirebunboum* „Weinrebenbaum“ oder auch *laureatus* (‘bekränzt’) mit *gihoubitbandot* „gehauptbändert“. Und anderes mehr. Wir wollen uns im einzelnen nicht um die Philologie dieses Textes kümmern, der eindeutig bairisch in seiner Herkunft ist, dessen aus den Handschriften erkennbare erhebliche Wirkung, vor allem im alemannischen Raum aber zeigt, dass es hier, schon vor den Anstößen der sogenannten karolingischen Renaissance, die man z.B. gerne an der „*admonitio generalis*“ von 789 festmacht, eine südostdeutsche Tradition der Schriftlichkeit gab.

Diese Tradition der Schriftlichkeit betraf auch bereits die Ausarbeitung von Gebrauchstexten im neuen christlichen Zusammenhang, wie sie dann zweifellos im Gefolge der Setzungen Karls des Großen erheblich an Schwung zunahm. Ein sehr frühes bairisches Zeugnis, die sogenannten „Mondseer Fragmente“, betreffen gerade einen Text, den wir zu den Leuchten der Beherrschung des Althochdeutschen zu rechnen gewöhnt sind. Es handelt sich ja hierbei um einen Ast der sogenannten Isidor-Sippe. Der althochdeutsche Isidor – eine Übersetzung des Traktats des Isidor von Sevilla „*contra iudaeos*“ – zählt zu den Glanzstücken karolingischer Übersetzungskunst und wird eindeutig mit Karls Hofakademie in Verbindung gebracht. Allerdings liegen schon um 800 bairisch überformte Teile dieses Werks- bzw. Werkzusammenhangs in der Mondseer Fassung vor, die neben ziemlich zerstörten Teilen des genannten Traktats Teile des Matthäusevangeliums und einige Predigten enthält. Was die sonstigen theologischen Gebrauchstexte wie Vaterunser, Glaubensbekenntnisse, Beichtformulare und dergleichen betrifft, kann man für unsere Zeit des späten 8. Jahrhunderts vielleicht noch das „bairische (Freisinger) Vaterunser“ reklamieren, das zwar zu Beginn des 9. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde, aber von gleichzeitigen fränkischen Kommentierungen so weit abweicht, dass man an eine längere eigene Tradition denken kann.

- (4) Pater noster, qui es in celis. Fater unser, du pist in himilum. mihhil gotlich ist, daz der man den almahtigun truhtin sinan fater uesan quidit. karisit denne, daz allero manno uuelih sih selpan des uirdican gatoe, cotes sun ze uesan.

Sanctificetur nomen tuum. kauuihit si namo din. Nist uns des duruft, daz uuir des dikkem, daz der sin namo kauuihit uuerda, der eo uuas uuih enti eo ist: uzzan des dikka mes, daz der sin namo in uns kauuihit uuerda, enti de uuihnassi, de uuir in deru taufi fona imo intfungun, daz uuir de ze demu suonotakin furi inan kahaltana pringan muozin.

[Fiat voluntas tua sicut in celo et in terra.] uuesa din uuillo, sama so in himile est, sama in erdu, daz nu so unpilipono enti so erlich so de engila in demu himile dinan uuillun arfullant, des mezzes uuir inan arfullan muozzin.

Panem nostrum cotidianum da nobis hodie. Pilipi unsraz emizzigaz kip uns cogauuana. In desem uuortum sint allo unsro licmiscun duruofti pifankan. Nu auar, euuigo, forkip uns, truhtin, den dinan lichamun enti din pluot, daz uuir fona demu altare intfahames, daz iz uns za euuigera heili enti za euuikemo lipe piqhueme, nalles za uuizze: enti din anst enti dino minna in uns follichu kahalt.

Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. Enti flaz uns unsro sculdi, sama so uuir flazzames unsrem scolom. makannotduruft allero manno uuelihhemo, sih selpan desem uuortum za pidenchennæ, daz allero manno uuelih sinemu kanoz enti sinemu proder et allemu hugiu enti hercin sino missitati flazze, daz imu der truhtin sama deo sino flaze. Danna er demu sinemu kanozze flazan niuuii, danna er qhuidit 'flaz uns sama so uuir flazames'.

Et ne nos inducas in temptationem. Enti niprinc unsih in chorunka. niflaz unsic, truhtin, den tiuual so fram gachoron, soso sin uuillo si, uzzan soso uuir mit dinera anst enti mit dinem ganadon ubaruuehan mekin.

Sed libera nos a malo. uzzan kaneri unsih fona allem sunton, kalitanem enti antuuarterm enti cumflichem. Amen. (Bayerische Bibliothek, S.14)

Ähnliches gilt für die sogenannte „Exhortatio ad plebem christianam“, die um 800 in eine wohl aus Niederaltaich stammende Handschrift eingetragen wird: diese Aufforderung zum christlichen Glauben ist wohl Teil einer Taufordnung und zeigt ebenfalls eindeutig bairische Merkmale. Die konkrete Entstehung beider Texte wird aber häufig mit den kirchenpolitischen Aktivitäten Karls des Großen in den Jahren 801-803 in Verbindung gebracht – sie wären damit „nach-tassiloisch“.

3. Das Echo Tassilos

Die bisher besprochenen Beispiele lassen sich alle verstehen als Texte, welche Kultur und Zustand des Bayerns unter Tassilo spiegeln. Aufgrund der historischen Ereignisse, die offenbar schon vor Tassilos endgültiger Entmachtung zu Spaltungen zum Beispiel zwischen den Bischöfen und ihm geführt hatten, geht nun manches von dem, was hier in Ansätzen vorhanden war, auf in jener sprachlichen Phase, die ihre Anstöße Karl dem Großen verdankt, dann aber trotz der Rückkehr seines Nachfolgers zum Lateinischen – sozusagen von selbst – weiterlaufen wird. Bevor ich in der verbleibenden Zeit noch auf einige Texte hinweise, welche mehr von der „vortassiloischen“ eigenen Kultur der Sprecher des Althochdeutschen sehen lassen, sei nur kurz auf zwei Beispiele verwiesen, die Tassilo und sein Ende selbst literarisch reflektieren. Bekannt und kaum kommentierungsbedürftig ist der entsprechende Textteil der Biographie Karls des Großen, die uns aus der Hand Einhards überliefert ist: es ist das der Bericht des Siegers, in dem der Sieg über einen unbotmäßigen Herzog dargestellt wird: In der abgedruckten Stelle (5) wird genau das geschildert, was die Reichsannalen, auf die sich ja auch Einhard bezieht, enthalten; nämlich Tassilo sei, von der Übermacht Karls und dem Abfall der eigenen Leute

beeindruckt, persönlich auf das Lechfeld gekommen, habe seinen Eid erneuert, Geiseln gegeben, letztlich seine Herrschaft verloren.

- (5) Baioaricum deinde bellum et repente ortum et celeri fine completum est. Quod superbia simul ac socordia Tassilonis ducis excitavit; qui hortatu uxoris, quae filia Desiderii regis erat ac patris exilium per maritum ulcisci posse putabat, iuncto foedere cum Hunis, qui Baioariis sunt ab oriente contermini, non solum imperata non facere, sed bello regem provocare temptabat. Cuius contumaciam, quia nimia videbatur, animositas regis ferre nequiverat, ac proinde copiis undique contractis Baioariam petiturus ipse ad Lechum amnem cum magno venit exercitu. Is fluvius Baioarios ab Alamannis dividit. Cuius in ripa castris collocatis, priusquam provinciam intraret, animum ducis per legatos statuit experiri. Sed nec ille pertinaciter agere vel sibi vel genti utile ratus supplex se regi permisit, obsides qui imperabantur dedit, inter quos et filium suum Theodonem, data insuper fide cum iuramento, quod ab illius potestate ad defectionem nemini suadenti adsentire deberet. Sicque bello, quod quasi maximum futurum videbatur, celerrimus est finis inpositus. Tassilo tamen postmodum ad regem evocatus neque redire permissus, neque provincia, quam tenebat, ulterius duci, sed comitibus ad regendum commissa est. (Einhard, S.16f.)

Vielleicht ist es ganz erhellend, mit dieser Schrift der karlischen Selbstdarstellung den Text eines Autors zu vergleichen, der offenbar zwischen den Ereignissen des Jahres 787 und 788 ein Karl huldigendes Hexametergedicht schreibt, bei dem aber eine gottgefügte Versöhnung zwischen Tassilo und Karl am Ende steht.

- (6) Invidus hic serpens temptavit frangere pacem,
 Qua rex egregius Karolus, duxque inclitus una
 Dasilo perpetue tenebantur iure beato.
 Adgreditur fama, cunctum contaminat orbem,
 Vocibus his puras pulsavit perfidus aures:
 'Dasilo peccavit, linquit quia regia iussa,
 Et sibi servitii non solvit foedera pacti.'
 Haec dicta egregias Karoli volvuntur ad aures,
 Et rumor coepit latum volitare per orbem,
 Pulsaturque ipsis regis praesentia verbis,
 In primisque piis his dictis abdidit aures,
 Aiebat cunctis: 'Hic vir mihi valde fidelis
 Est, et Francorum deposcit prospera regnis.'
 Ast rumor frequens regi firmabat, et omnis
 Conclamat tellus: 'Non est dux ille fidelis!'
 Vocibus his tandem motus iustissimus heros
 Agmina coniungit, classemque in margine ponit
 Reni, qui Gallis scindit Germanica terris. (Monumenta Germaniae, S.398)

Der Verfasser dieses Werks nennt sich in der Überschrift Hibernicus Exul, er ist also einer jener gelehrten Iren, welche schon seit Columbans Zeiten nach dem Festland auszuwandern pflegten, um dort als Missionare zunächst des Glaubens, dann der Wissen-

schaft eine reichere Wirksamkeit als in der Heimath zu finden“ (Ebert, S.57). Nach einem Beginn, in dem das Gedicht Karl gewidmet wird, wendet es sich der Frage zu, wie denn der an sich treue Diener Tassilo darauf gekommen sei, sich gegen Karl zu erheben. Dort setzt die abgedruckte Stelle ein. Der Teufel war's: „die neidige Schlange versuchte, den Frieden zu zerbrechen“, in dem sich der hervorragende König Karl und sein ihm zugeneigter Herzog Tassilo befanden. Es kommt das Gerücht auf und verbreitet sich durch die ganze Welt. Mit den folgenden Worten bedrängte der Schurke (Teufel) die unschuldigen Ohren: Tassilo hat gesündigt, weil er die königlichen Befehle nicht gehalten und seine Dienstpflcht nicht eingebracht hat. Zunächst will Karl das nicht glauben: „Hic vir mihi valde fidelis est“ ('Dieser Mann ist mir sehr treu'). Aber letztlich läßt er sich überzeugen: „Non est dux ille fidelis!“ ('Jener Herzog ist doch nicht treu') Und Karl zieht mit seinem Heer los. Bald nach dieser Stelle bricht die Überlieferung des Gedichtes ab, um uns am Ende noch ein paar Verse zu liefern, wo die Versöhnung zwischen den beiden als Ende des Teufelsspuks berichtet wird. Wir könnten darüber räsonieren, ob Karl dem Großen das wohl gefallen haben mag, wollen das aber lieber bleiben lassen (s. Schaller 1995).

4. Das germanische Erbe

4.1 Heldendichtung

Es mag verblüffen, dass wir bei jenen Textzeugnissen, die uns zeigen, wie der bayerische Südosten des deutschen Sprachgebiets die eigenen alten Traditionen in der neuen Schriftlichkeit spiegelt, mit unserer Zeitgrenze, die ja bei ca. 790 liegt, wesentlich großzügiger umgehen müssen, als das bisher der Fall war. Andererseits ist es aber ganz logisch: die Texte, die sich hier allmählich in der einen oder anderen Form schriftlich niederschlagen, entstammen einer prinzipiell oralen, d.h. durch Mündlichkeit geprägten Welt. Nicht umsonst begegnen sie uns dann in Formen – Vers, Stabreim, fester Handlungsablauf, rituelle Formulierungen...–, welche ihren Sinn genau darin finden, dass man sich Texte leichter merken, sie reproduzieren kann. Und so ist es denn nicht nur das neue christlich-antike Denken, das diese Texte so in den Hintergrund der Überlieferung stellt, sondern dieser grundsätzliche Umbruch, was die Art von Texten angeht. Und so ist es denn kein Zufall, wenn wir eigentlich bloß ein einziges Denkmal einer zweifellos vorher wichtig gewesenen Gattung, des Heldenliedes finden, das „Hildebrandslied“. Das Hildebrandslied ist uns erhalten in einer Handschrift aus Fulda, die in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts entstand, allerdings in einer Sprachform, die erkennen lässt, dass hier ein langobardisches Original, vermittelt durch bayrische Tradition – vielleicht einen Mönch aus St. Emmeram – in Fulda in niederdeutsch beeinflusster Form niedergeschrieben wurde. Die Mischung sieht man schon an den ersten vier Wörtern des zwei Seiten umfassenden Manuskripts, deren erste ich Ihnen abgedruckt habe: *ik, dat, und seggen* sind im Prinzip niederdeutsch, *gihorta* ist eindeutig eine hochdeutsche Form (Formen wie *prust, pist* oder *chind* deutlich oberdeutsch). Doch wir wollen uns darum im einzelnen nicht bekümmern. Als alleinstehendes Denkmal für eine Tradition, die uns

sonst sprachlich nicht fassbar ist, bereitet uns das Hildebrandslied große Interpretationsschwierigkeiten, so dass es für eine früher hier in Regensburg lehrende Kollegin, Frau Lühr, kein Problem war, zwei dicke Bände über die Sprache dieser erhaltenen 68 Zeilen zu schreiben. Was passiert in ihnen?

„Hildebrand, vor 30 Jahren mit seinem Gefolgsherrn Dietrich von Bern vor Odoaker aus dem Land weichend, hat seine Frau und seinen unmündigen Sohn dort zurückgelassen. Er sieht sich endlich am Ziel seiner Wünsche, der Heimkehr unter Hilfe des Hunnenkönigs. Da trifft er – allein aus dem Heer herausgehoben – auf einen Helden der Gegenseite. [...] Frage und Antwort enthüllen ihm, daß er dem eigenen Sohn gegenübersteht. Er gibt sich zu erkennen. Starrsinniges Mißtrauen des Jungen hindert die frohe Wiedervereinigung und gibt bald der Wechselrede schärfere Form. Rückweisung der Gabe und das unsühnbare Scheltwort treffen den empfindlichsten Punkt heroischen Denkens, die Kriegerehre. Für Hildebrand wird der Kampf unausweichlich, weil Ausweichen ehrlos machen würde. 'Der sei doch der erbärmlichste der Ostleute'. Der Kampf bricht los. Daß der Vater den Sieg mit der Tötung des eigenen Sohnes bezahlen muß, erfuhr vielleicht [...] noch eine besondere Begründung“ (de Boor, S.69).

In dem folgenden Facsimile ist der Text bis zu der Stelle abgedruckt, die den Vater-Sohn-Konflikt, in dem ja letztlich der heimgekehrte Vater den Sohn tötet, so weit führt, daß man sieht, wie die Geschichte in die Dietrich-Sage eingebunden ist, von Theoderichs Exil bei den Hunnen und seiner Rückkehr erzählt.

(7) Hildebrandslied



Ik gihorta ðat seggen,
 dat sih urhettun ænon muotin:
 Hiltibrant enti Haðubrant untar herium tuem.
 sunufatarungo iro saro rihtun,
 garatun sê iro guðhamun, gurtun sih iro suert ana,
 helidos, ubar hringa, do sie to dero hiltiu ritun.
 Hiltibrant gimahalta [Heribrantes sunu] her uuas heroro man,
 ferahes frotoro; her fragen gistuont
 fohem uuortum, hwer sin fater wari
 fireo in folche,.....
 'eddo hwelihhes cnuosles du sis.
 ibu du mi ênan sages, ik mi de odre uuet,
 chind in chunriche: chud ist mi al irmindeot.'
 Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
 'dat sagetun mi usere liui,
 alte anti frote, dea êrhina warun,
 dat Hiltibrant hætti min fater, ih heittu Hadubrant.
 Forn her ostar giweit, floh her Otachres nid,
 hina miti Theotrihhe enti sinero degano filu. (Bayerische Bibliothek, S.38)

Dennoch ist auch in diesem Text bereits das Christentum präsent, wenn Hildebrand, der Vater und Dietrichs Waffenmeister, in seiner ausweglosen Lage den *waltant got*, den 'allmächtigen Gott' anruft. Nicht nur deshalb, auch wegen der Handhabung des Stabreimverses, erscheint das Hildebrandslied im Vergleich zur thematisch verwandten eddischen Tradition des Nordseegermanischen eher als die späte Form einer Gattung, die ja auch keine weiteren Produkte dieser Art mehr hervorgebracht hat. Mit Bayern hat das Hildebrandslied insofern zu tun, als es den starken Einfluss der langobardischen Tradition auch in dieser Textform spiegelt.

Auch wenn diese Gattung für uns mit dem Hildebrandslied beginnt und endet, so wird ihre Haltung und ihr Mythen- und Geschichteninventar in jenem anderen großen Werk, in dem das alte germanische Ritter- und Heldentum ebenfalls seinen Niederschlag findet, im Nibelungenlied, nochmals aufscheinen, und uns daher in ähnlicher Weise einen Rückblick auf jene germanische Zeit erlauben, in der nicht zuletzt Dietrich von Bern als die Figur des guten Helden wieder ihren Platz findet. Aber das Nibelungenlied als solches, dessen bayerischer Ursprung wohl kaum mehr strittig ist, gehört mit seiner Entstehungszeit um 1200 und seiner Verknüpfung der alten Heldendichtung mit den neuen Ritterkonzeptionen des hohen Mittelalters in vielerlei Hinsicht in eine andere Zeit, so dass wir es mit dem Hinweis auf seine Existenz bewenden sein lassen wollen.

4.2 Rituelles

Schon beim letzten Text, der wirklich aus unserer Zeit stammte, dem Hildebrandslied, war zu sehen, dass die heidnisch-germanische Geschichte und die stabreimende mündliche Form – wenn auch nur ganz leicht – von christlichen Gedanken überlagert wird. Mehr noch gilt das für jene anderen Beispiele der Nutzung dieser alten Modelle zu einer Zeit, in der sich die neue christliche Kultur weithin durchgesetzt hat. Es sind das die als Text 8 und 9 abdruckten Texte des „Muspilli“ und des „Wessobrunner Gebets“, wobei beide Texte gekürzt sind. In beiden Fällen handelt es sich um den Anfang der jeweiligen Texte.

(8) Muspilli

... sîn tac piqueme daz er touuan scal.
 uuanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit
 enti si den lîhhamun likkan lâzzit,
 sô quimit ein heri fona himilzungalon,
 daz andar fona pehhe: dâr pâgant siu umpi.
 sorgên mac diu sêla unzi diu suona argêt,
 za uuederemo herie si gihalôt uuerde.
 uuanta ipu sia daz Satanâzseskisindi kiuuinnit
 daz leitit sia sâr dâr iru leid uuirðit,
 in fuir enti in finstrî: daz ist rehto virinlîh ding.
 upi sia avar kihalônt die die dâr fona himile quemant
 enti si dero engilo eigan uuirðit,
 † die pringent sia sâr ûf in himilo rîhi:
 dâr ist lîp âno tôd, lioht âno finstrî,
 selîda âno sorgûn: dâr nist neoman siuh.
 denne der man in pardîsu pû kiuuinnit,
 hûs in himile, dâr quimit imo hilfa kinuok. (Bayerische Bibliothek, S.28)

(9) Wessobrunner Gebet

Dat gafregin ih firahim firiuuizzo meista,
 Dat ero niuuas noh ufhimil,
 noh paum... noh pereg niuuas,

ni stern nohheinig noh sunna ni scein,
 Noh mano ni liuhta noh der mareo seo.
 Do dar niuuht niuwas enteo ni uuenteo.
 enti do uuas der eino almahtico cot.
 manno miltisto [...]. (Bayerische Bibliothek, S.19)

Das Muspilli wurde gegen Mitte des 9. Jahrhunderts in eine Regensburger Handschrift eingetragen; erhalten hat sich ein Mittelstück des Textes von 103 Verszeilen. Es handelt sich um die Abschrift einer Vorlage, die bis in die von uns besprochene Zeit deutet, und eindeutig bayerische Sprachformen zeigt. Im Muspilli, das seinen Namen von dem ersten Herausgeber der Handschrift, Johann Andreas Schmeller, aufgrund des in dem Text vorkommenden Worts *muspilli* erhalten hat, dessen Bedeutung ('Weltbrand', 'Jüngstes Gericht') wir nicht genau kennen, das Muspilli spricht von dem Schicksal der Seele nach dem Tode. Wie man an Text 8 sieht, geht es am Anfang um die Frage nach dem Einzelschicksal der Seele nach dem Tod, ob sich die um sie kämpfenden Engel oder Teufel in den Besitz der Seele setzen. Diese Partie geht aus in der Aufforderung, hier in der Welt recht zu leben, da jedem „after sinen tatin erteilt werde“. Bis dahin handelt es sich um ein in den altertümlichen Vers und Stabreim gesetztes Stück üblicher Predigtargumentation, die zum μετανοεῖτε-Aufruf, zur Aufforderung, sein Leben zu ändern, hinführt. In der anschließenden Partie wird der Kampf des Elias mit dem Teufel vor dem Weltende geschildert, der zum Weltenbrande führt. Dessen apokalyptische Vision wird dann sprachmächtig ausgemalt. Der Kampf zwischen den beiden Gewalten als eine Art Rechtsentscheid wird zum Anlass genommen, die Gewaltigen dieser Welt, die über das Recht herrschen, zu ermahnen, in ihrer Aufgabe gerecht zu sein, und nicht sich auf die germanisch übliche Schuld-Sühne-Praxis zu verlassen, wie wir sie oben in der Lex Baiuvariorum kennengelernt haben. Die gerade gegebene Paraphrase ist allerdings eine harmonisierende Deutung dieses Denkmals, die darüber hinwegtäuscht, dass die verschiedenen Teile: Bezug auf das allgemeine Einzelschicksal, Weltende und Weltenbrand, Mahnung der Herrschenden, oft in recht unverbundener Weise einander gegenüberstehen. Man hat gelernt, diese Brüchigkeit, die sich auch in Form und Stil zeigt – Wechsel apophthegmatischer Kürze z.B. beim Weltenbrand mit sonst oft predigerhafter Geschwätzigkeit – als ein Signal der brüchigen Lage zu lesen, der Lage der Zwischenzeit, in der dieser Text entstanden ist.

Gerne hat man das Muspilli und das Wessobrunner Gebet, von dem jetzt noch die Rede sein wird, als zwei Enden des theologischen Lebens interpretiert; ging es im Muspilli ums Ende der Welt, so im Wessobrunner Gebet um ihren Beginn. Nun geht es im Muspilli offenbar nicht so recht ums Weltenende, dass das Wessobrunner Gebet in seinem Hymnus-Teil, den ich Ihnen abgedruckt habe, aber vom Beginn der Welt spricht, stimmt nach wie vor. Wir finden dieses Gebet in einer Handschrift, die letztlich in Wessobrunn war und im frühen 9. Jahrhundert entstanden ist; der Text selbst weist sicher ins späte 8. Jahrhundert, kann also bei unserer Übersicht über die Zeit Tassilos einbezogen werden. Den abgedruckten Verszeilen folgt ein kurzes Prosagebet, das den Schutz des Schöpfers der Welt auf die Gläubigen herabruft. Interessanter ist aber der abgedruckte Hymnus. In einer ganzen Reihe von negierten Sätzen wird gezeigt, was es heißt, dass da

vor Beginn der Welt nichts war als Gott allein: *enti de was der eino almahtico cot. Manno miltisto*. Die Form *cot* ist sprachgeographisch signifikant, es ist diese Verschiebung von [g] zu [k], geschrieben <c>, ein spezifisches Merkmal des frühen Bairischen. Nicht vorhanden sind also eine Reihe von Gegenständen und Erscheinungen, von denen neuerdings Forscher, die sich mit so etwas auskennen, behaupten, in ihnen sei im germanischen Weltbild klar, dass damit alles gemeint sei, was es überhaupt geben könne. Diese eindrückliche Form der wiederholenden Negierung hat übrigens Parallelen in ähnlichen Stücken der Edda, so dass man sie als charakteristisch für diesen Typ von Text ansehen kann. Warum über dem Text *de poeta* steht, ist strittig, vielleicht die derzeit wahrscheinlichste Lösung ist, dass es so etwas wie 'vom Schöpfer' heißen soll.

Wir sehen in diesen beiden Texten die Ausläufer von früheren rituellen Formen in dem neuen christlichen Kontext, der seine Muster, wie wir am Anfang gesehen haben, nunmehr aus anderen Quellen nimmt. Man kann diese Muster aber vielleicht noch mit jenen literarischen Kleinformen in Verbindung bringen, die als weniger seriöse Kleinformen des „Nebenglaubens“ in der einen oder anderen Form vermutlich ein ewiges Leben haben. Gemeint sind damit die Segens- und Zaubersprüche, deren stark ritueller Charakter offenkundig ist. Auch für diese Textsorte bietet das Althochdeutsche eine ganze Reihe von Belegen; meist allerdings sind sie deutlich später belegt, als dass wir sie hier zur tassilonischen Zeit rechnen könnten. Es sei dennoch hier einer der ältesten, der sich auch von der Struktur her als sehr altertümlich kennzeichnet, der sogenannte Wurmsegen „pro nussia“, genannt, den wir aus einer Salzburger Handschrift des 9. Jahrhunderts kennen.

(10) Gang uz, Nesso, mit niun nessinchilidon,
 zu fonna marge in deo adra, vonna den adrun in daz fleisk,
 fonna demu fleiske in daz fel, fonna demo velle in diz tullu.
 Ter pater noster. (Bayerische Bibliothek, S.43)

Es handelt sich hier um einen Segenspruch, durch den Wurmbefall bei Pferden besprochen werden soll. „Klare Abfolge der imperativischen Formel (Geh aus, Wurm, vom Mark in die Ader, ins Fleisch, in die Haut, in den Strahl [im Pferdehuf]) und einfacher einstöckiger Bau erweisen das kleine Denkmal als hochaltertümlich.“ (Reiffenstein S.611)

Dass dann drei Vaterunser gebetet werden sollen, unterscheidet unser Denkmal von den Zaubersprüchen.

5. Schluss

Wir sind nun eine Reihe typischer Literaturwerke der tassilonischen Zeit durchgegangen, von der lateinischen Einbettung in die christliche Welt bis hin zur abergläubischen Anknüpfung an feste magische Formen, und haben dabei das Bild eines dramatischen Umbruchs kennen gelernt, der mit dem aufkommenden Schreiben verbunden war. Wir haben darauf hingewiesen, dass unter diesen Bedingungen die alten oralen Traditionen

verkümmern mussten. Wenig wissen wir eigentlich davon, welche Formen vielleicht im Sprechen überlebt haben. Man könnte – zum nicht ganz ernst gemeinten Ende – darüber spekulieren, wie wir jenen Text, den ich Ihnen als letzten abgedruckt habe und der in einem größeren Kontext eines Gesprächswörterbuchs steht, interpretieren könnten. Heißt es da doch, wo die Wörter *klug* und *dumm* erklärt werden:

(11) Stulti sunt Romani, sapienti sunt Paioari, modica est sapientia in Romana, plus habent stultitia quam sapientia Tole sint Uualha, spahe sint Peigira; luzic ist spahi in Uualhum, mera hapent tolaheiti denne spahi.

Töricht sind die Welschen, klug die Baiern; klein ist die Klugheit unter den Welschen, sie haben mehr Dummheit als Klugheit. (Bayerische Bibliothek, S.42)

Weht einen da nicht jener Hauch des bayrischen Volksspottes an, wie er sich bis heute in Gstanzln und Spottgesängen niederschlägt?

Anhang

AI: ÜBERSETZUNGEN

(1b) *Lex Baiuvariorum*

Wenn jemand einen Bischof tötet, den der König zum Hohepriester ernannt oder das Volk gewählt hat, soll er ihn dem König, dem Volk oder den Verwandten folgendermaßen vergelten. Es werde ein Gewand aus Blei gemäß seiner Statur gemacht, und was dieses Kleid wiegt, soviel Gold soll der geben, der ihn getötet hat. (*Lex Baiuvariorum*, S.10)

(2a) *Vita vel passio sancti Haimhrammi martyris (Lob des Bayernlandes)*

Der heilige Diener Gottes erwiderte, er sei in der Absicht aus dem gallischen Reich ausgezogen, um die Völker der Hunnen zu bekehren, die vom Gott des Himmels, das ist von dem gekreuzigten Christus, nichts wußten. Er sah jedoch ein, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, die vorgenommene Reise auszuführen. Deshalb schaute er das Land an: es war sehr gut, lieblich anzusehen, reich an Hainen, wohlversehen mit Wein. Es besaß Eisen in Fülle und Gold, Silber und Purpur im Überfluß; seine Männer waren hochgewachsen und stark, auf Nächstenliebe und Sitte gegründet. Das Erdreich war fruchtbar und brachte üppig Saaten hervor, und der Erdboden schien von Vieh und Herden aller Art fast bedeckt zu sein; Honig und Bienen waren wahrlich in reichlicher Menge vorhanden. In Seen und Flüssen gab es Fische in großer Zahl; das Land war von klaren Quellen und Bächen bewässert und besaß an Salz, soviel es bedurfte. Die Stadt, nämlich Regensburg, war uneinnehmbar, aus Quadern erbaut, mit hochragenden Türmen, und mit Brunnen reichlich versehen; im Norden bespült sie die Donau, die in geradem Lauf gen Osten strömt. Das Bergland war ergiebig an Obst und bot Weiden und saftiges Gras; das Waldgebirge war mit wilden Tieren bevölkert und das Unterholz mit Hirschen, Elchen, Auerochsen, Rehen, Steinböcken und mit Tieren und Wild aller Art. (*Arbeo*, S.15)

(2b) Vita vel passio sancti Haimhrammi martyris (Marterszene)

Während er also betete, wurden fünf dazubestimmt, seine Glieder stückweise abzuschneiden. Von diesen gerieten zwei in Furcht und stießen mit bleichem Anlitz aus tiefem Herzensgrund die Worte hervor: 'Herr Jesus Christus, heische nicht das Blut dieses Mannes von unseren Händen. Denn du weißt, daß wir nicht aus freien Stücken, sondern unter dem Zwang des Befehls tun, was wir tun werden.' Als der heiligste Diener Gottes ihre Herzen sah, sprach er: 'Herr, vergilt ihnen nach ihrem Herzen!' Aber die drei übrigen Schinder, die dabei waren, legten die Verruchtheit ihres Herzens offen an den Tag, indem sie sagten: 'Warum sollen wir nicht grausam Hand an ihn legen, der schamlos in der Glut seiner Unkeuschheit an das Kind eines solchen Mannes Hand anlegte? Darum soll man sich an diesem Beispiel weit und breit eine Lehre nehmen, was mit den Händen geschieht, die an Frauen gelegt werden.' Sogleich 'verzierten' sie gliedweise seine Fingerspitzen; danach rissen sie ihm, wie der Befehl des wutschnaubenden Mannes es verlangt hatte, die Augen mit der Wurzel tief aus dem Kopf; danach schnitten sie die Nase und die beiden Ohren ab, um den Sinn des grausamen Mannes, des Bruders des Mädchens, zu beschwichtigen. (Arbeo, S.31ff.)

(4) Freisinger Auslegung des Vaterunsers

„Pater noster...“: Vater unser, du bist in den Himmeln. Es ist sehr wunderbar, daß der Mensch sagen kann, der allmächtige Herr sei sein Vater. Darum ist es (aber auch) nötig, daß jeder Mensch sich würdig erweist, Gottes Sohn zu sein.

„Sanctificetur...“: Geheiligt werde dein Name. Wir brauchen nicht darum zu bitten, daß sein Name (noch) geheiligt werde, der (schon) zu allen Zeiten heilig war und immer sein wird: vielmehr bitten wir darum, daß sein Name in uns geheiligt werde und daß wir die Heiligung, die wir in der Taufe von ihm erfahren haben, zum Jüngsten Gericht in ursprünglicher Vollkommenheit (wieder) vor ihn bringen können.

„Adveniat...“: Dein Reich komme. Sein Reich war schon immer und wird immer sein: wir aber bitten darum, daß sein Reich zu uns komme und er in uns herrsche, auf keinen Fall der Teufel, und daß sein Wille in uns die Macht habe, auf keinen Fall (aber) die Verlockung des Teufels.

„Fiat...“: Dein Wille geschehe, wie er im Himmel geschieht, so auch auf Erden, damit wir jetzt wie die Engel im Himmel, unablässig und voll Ehrfurcht, deinen Willen erfüllen können.

„Panem nostrum...“: Unsere tägliche Nahrung gib uns zu jeder Zeit. In diesen Worten sind alle unsere leiblichen Bedürfnisse zusammengefaßt. Nun schenk uns, ewiger Herr, dein Fleisch und dein Blut, das wir vom Altar empfangen, damit es uns zu ewigem Heil und ewigem Leben ver helfe, nicht aber zur (ewigen) Strafe: und erhalte in uns vollkommen deine Gnade und deine Liebe.

„Et dimitte...“: Und vergib uns unsere Sünden, so wie wir unserem Schuldigem vergeben. Jeder Mensch sollte angesichts dieser Worte dringend darauf bedacht sein, daß er seinem Mitmenschen und seinem Bruder dessen Vergehen in aufrichtiger Gesinnung und aus ganzem Herzen ver gebe, damit ihm der Herr in gleicher Weise seine (Vergehen) ver gebe. Wenn er seinem Mitmenschen nicht vergeben will, dann möge er (auch) nicht sagen „Vergib uns, so wie wir vergeben“!

„Et ne nos...“: Und führe uns nicht in Versuchung. Laß nicht zu, Herr, daß uns der Teufel so sehr versucht, wie es sein Wille ist, sofern wir es nicht mit deiner Hilfe und deinen Gnaden bestehen können.

„Sed libera...“: Sondern befreie uns von allen Sünden, vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Amen. (Bayerische Bibliothek, S.15)

(5) Einhard: Vita Karoli Magni

Dann ist ein Krieg gegen die Bayern plötzlich entstanden und mit einem schnellen Ende beigelegt worden. Diesen hat zugleich der Hochmut und die Sorglosigkeit des Herzogs Tassilo erregt. Dieser versuchte – ermuntert durch seine Frau, die die Tochter des Königs Desiderius war und glaubte, die Verbannung des Vaters durch ihren Gatten rächen zu können –, nachdem er ein Bündnis mit den Hunnen geschlossen hatte, die den Bayern von Osten her benachbart sind, nicht nur die Befehle nicht auszuführen, sondern sogar den König durch Krieg zu reizen. Die Leidenschaftlichkeit des Königs hatte dessen Halsstarrigkeit, weil sie allzu groß schien, nicht ertragen können, und daher wollte er selbst, nachdem er von überall her Truppen zusammengezogen hatte, Bayern angreifen und kam mit einem großen Heer zum Fluß Lech. Dieser Fluß trennt die Bayern von den Alemannen. Nachdem an seinem Ufer ein Lager errichtet worden war, beschloß er, durch Gesandte die Gesinnung des Herzogs ausfindig zu machen, bevor er das Herrschaftsgebiet betrat. Aber jener glaubte, es sei weder für ihn noch für seinen Stamm nützlich, sich harmnäckig zu verhalten, und übergab sich demütig dem König, stellte die Geiseln, die ihm auferlegt waren – darunter auch seinen Sohn Theodo –, nachdem er obendrein unter Eide sein Wort gegeben hatte, daß er niemandem beistimmen dürfe, der zum Abfall von seiner Herrschaft riete. Und so ist dem Krieg, der den Eindruck erweckte, er würde sehr groß werden, sehr schnell ein Ende auferlegt worden. Tassilo wurde dennoch später zum König gerufen und ihm wurde nicht erlaubt zurückzukehren, und das Herrschaftsgebiet, das er innehatte, wurde nicht länger dem Herzog, sondern den Gefolgsleuten zur Verwaltung übergeben.

(6) Hibernicus Exul

Die neidige Schlange versuchte, den Frieden zu zerbrechen,
 durch den der herrliche König Karl und der berühmte Herzog Tassilo
 gemeinsam beständig in glücklichem Recht gehalten wurden.
 Die treulose [Schlange] tritt an ihn heran mit einem Gerücht, beschmutzt
 den ganzen Erdkreis und verletzte die reinen Ohren mit diesen Worten:
 „Tassilo hat gesündigt, weil er die königlichen Befehle außer acht läßt
 und die Verträge des von ihm eingegangenen Dienstverhältnisses nicht eingelöst hat.“
 Diese Worte gelangen zu den herrlichen Ohren Karls,
 und das Gerücht beginnt durch den weiten Erdkreis zu fliegen,
 und die Gegenwart des Königs wird durch diese Worte verletzt,
 und er verbarg besonders die frommen Ohren vor diesen Worten.
 Er sagte zu allen: „Dieser Mann ist mir sehr treu
 und er wünscht Günstiges für die Herrschaft der Franken.“
 Aber das beständige Gerücht bestätigte [den Abfall] dem König, und die ganze
 Erde ruft: „Jener Herzog ist nicht treu!“
 Der äußerst gerechte Held wird schließlich von diesen Stimmen erfaßt
 und führt Truppen zusammen, und er stellt die Flotte am Ufer des Rheines
 auf, der die germanischen Länder von den gallischen Ländern abschneidet.

(7) Hildebrandslied

Ich hörte das sagen,
 daß sich herausforderten zum Zweikampf
 Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren.
 Vater und Sohn brachten ihre Rüstung in Ordnung,
 bereiteten ihre Brünen, gürteten sich das Schwert,
 die Helden, über das Kettenhemd, als sie zu diesem Kampf ritten.
 Hildebrand, der Sohn Heribrands, sprach zuerst, denn er war der Ältere,
 der Erfahrenere (im Leben), er begann zu fragen
 mit wenig Worten, wer sein Vater gewesen sei
 von den Männern des Volkes
“oder aus welchem Geschlecht du bist.
 Wenn du mir einen (aus deinem Geschlecht) sagst, weiß ich die anderen,
 du junger Mann im Königreich: bekannt ist mir das ganze Volk.
 Hadubrand sprach, der Sohn Hildebrands:
 „Das sagten mir unsere Leute,
 alte und verständige, die früher gelebt haben,
 daß mein Vater Hildebrand geheißten habe, ich heiße Hadubrand.
 Einst (vor langer Zeit) ritt er nach Osten, floh er vor dem Haß Odoakers
 weg von hier zusammen mit Dietrich und vielen seiner Degen. (Bayerische Bibliothek, S.39)

(8) Muspilli

... sein Tag komme, daß er sterben soll.
 Wenn sich da die Seele auf den Weg erhebt
 und sie des Leibes Hülle liegen läßt,
 so kommt ein Heer von den Himmelssternen,
 das andere von dem Höllenfeuer. Da kämpfen sie darum.
 Hürnen muß sich die Seele, bis das Urteil ergeht,
 zu welchem Heere von beiden sie geholt werde.
 Denn wenn sie zu des Satans Gesinde gelangt,
 das führt sie zugleich, wo sie Leid erfährt,
 in Feuer und in Finsternis: das ist recht ein schrecklich Ding.
 Wenn sie aber die holen, die da vom Himmel kommen,
 und sie der Engel Eigen wird,
 die bringen sie sogleich hinauf ins himmlische Reich:
 Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis,
 Glück ohne Kummer, da ist niemand siech.
 Wenn der Mensch im Paradiese Wohnung erlangt,
 Behausung im Himmel, kommt ihm Hilfe genug. (Bayerische Bibliothek, S.29)

(9) Wessobrunner Gebet

Das erfuhr ich bei den Menschen als das erstaunlichste Wissen:

daß die Erde nicht war, noch das Firmament,

weder Baum noch Berg,

kein Stern und auch die Sonne nicht schien,

der Mond noch nicht leuchtete und auch das herrliche Meer nicht war.

Als da nichts existierte an Enden und Wenden,

da war der eine allmächtige Gott,

das freigebigste aller Wesen [...]. (Bayerische Bibliothek, S.19)

(10)Wurmsegen

Verschwinde, Wurm, mit neun jungen Würmern:

aus von dem Mark [der kranken Stelle] in die Ader,

von den Adern in das Fleisch, von dem Fleisch in die Haut,

von der Haut in den Huf. Dreimal Vaterunser. (Bayerische Bibliothek, S.43)

A2: LITERATURANGABEN

ARBEO: *Vita et passio Sancti Haimhrammi Martyris*. Leben und Leiden des Hl. Emmeran. Lat.-dt. hrsg. von Bernhard Bischoff, München 1953.

BAESECKE, Georg (Hg.): *Lichtdrucke nach althochdeutschen Handschriften*. Codd. Par. Lat. 7640, S. Gall. 911, Aug. CXI, Jun. 25, Lobcow. 434. Halle 1926.

BAUERREIS, Romuald: *Kirchengeschichte Bayerns*. Bd. 1: Von den Anfängen bis zu den Ungarneinfällen. St. Ottilien 1949.

BAUERREIS, Romuald: *Kirchengeschichte Bayerns*. Bd. 2: Von den Ungarneinfällen bis zur Beilegung des Investiturstreites (1123). St. Ottilien 1950.

BRUNHÖLZL, Franz: *Die lateinische Literatur*. In: Spindler, Max (Hg.): *Handbuch der bayerischen Geschichte*. Bd. 1: Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. 2., überarbeitete Auflage München 1981, S. 582-607.

Das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche und das Fränkische Taufgelöbnis. Mit Photographischem Facsimile nach den Handschriften herausgegeben von Eduard Sievers. Halle 1872.

DE BOOR, Helmut/NEWALD, Richard: *Geschichte der deutschen Literatur*. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 1: Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung (770-1170) von Helmut de Boor. Vierte, verbesserte Auflage mit einem bibliographischen Anhang von Dr. Dieter Haacke. München 1949.

EBERT, Adolf: *Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande*. Bd. 2: Die lateinische Literatur vom Zeitalter Karls des Großen bis zum Tode Karls des Kahlen. Graz 1971 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1880).

- EHRISMANN, Gustav: *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters*. Erster Teil: Die althochdeutsche Literatur. München 1966 (unveränderter Nachdruck der 2. Auflage 1932).
- EINHARD: *Vita Karoli Magni*. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Heinrich Bachmann. 3. Auflage Münster o.J.
- KUSCH, Horst: *Einführung in das lateinische Mittelalter*. Bd. 1: Dichtung. Berlin 1957.
- LANGOSCH, Karl: *Die deutsche Literatur des lateinischen Mittelalters in ihrer geschichtlichen Entwicklung*. Berlin 1964.
- Lex Baiuvarorum*. Lichtdruckwiedergabe der Ingolstädter Handschrift des bayerischen Volksrechts mit Transkription, Textnoten, Übersetzung, Einführung, Literaturübersicht und Glossar, herausgegeben und bearbeitet von Konrad Beyerle. München 1926.
- LÜHR, Rosemarie: *Studien zur Geschichte des Hildebrandsliedes*, 2 Bde. Frankfurt am Main/Bern 1982.
- Monumenta Germaniae Historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum*, edidit societas aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi. Bd. 1,1: Poetarum Latinorum medii aevi: Poetae Latini aevi Carolini, rec. Ernestus Duemmler, Berlin 1881.
- PÖRNBACHER, Hans/HUBENSTEINER, Benno (Hgg.): *Bayerische Bibliothek*. Texte aus zwölf Jahrhunderten. Bd. 1: Mittelalter und Humanismus. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Pörnbacher. München 1978.
- REIFFENSTEIN, Ingo: *Die althochdeutsche Literatur*. In: Spindler, Max (Hg.): *Handbuch der bayerischen Geschichte*. Bd. 1: Das alte Bayern. Das Stammeshertzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. 2., überarbeitete Auflage München 1981, S. 607-623.
- SCHALLER, Dieter: *Frühkarolingische Epik und Zeitgeschehen*. In: Cormeau, Christoph (Hg.): *Zeitgeschehen und seine Darstellung im Mittelalter = L'actualité et sa représentation au moyen âge*. Bonn 1995, S. 9-24.
- SPINDLER, Max (Hg.): *Handbuch der bayerischen Geschichte*. Bd. 1: Das alte Bayern. Das Stammeshertzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. 2., überarbeitete Auflage München 1981.

